

Edition Soziologie

Michael Jäckel

Zeitzeichen. Einblicke in den Rhythmus der Gesellschaft

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Jäckel, Zeitzeichen. Einblicke in den Rhythmus der Gesellschaft, ISBN 978-3-7799-2720-4
© 2012 Beltz Juventa Verlag, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2720-4>

Einleitung

Nimmt man den Umfang von Marcel Prousts Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ als Maßstab, dann bedarf es keiner weitreichenden Erklärung, warum etwas Vergängliches, etwas, das sich für spätere Anlässe nicht in Paketen speichern lässt und bei Bedarf zum Abruf bereitsteht, ein Thema von öffentlichem Interesse ist. Auf annähernd 4200 Seiten erstreckt sich diese Suche. Die Kunst, so hat es Manfred Hennen einmal präzise formuliert, besteht darin, angesichts der Endlichkeit des Lebens sich selbst bei Laune zu halten (vgl. Hennen 1990, S. 271) Wohl auch ein Grund, dass uns die Idee der Zeitdiebe, die Michael Ende in „Momo“ entfaltet, so begeistert – wie überhaupt das Unwahrscheinliche ebenso Chance auf große Aufmerksamkeit genießt wie das Reelle. Es gibt, so Robert Musil, Menschen mit einem ausgeprägten Möglichkeitssinn, die nicht nur „Hier ist dies oder das geschehen [...]“ sagen, sondern auch „Hier könnte, sollte oder müßte geschehen [...]“ von sich geben (1932 [zuerst 1930], S. 16). Die neuere Religionssoziologie spricht von einer Re-Mystifizierung, von einem Bedürfnis nach Verzauberung, weil uns die Entzauberung der Welt mit ihrer kühlen Rationalität emotional eben auch erkalten lässt.

Am meisten ärgert man sich wohl über das Tempo, das im Zuge einer sich ausdehnenden funktionalen Differenzierung den Einzelnen in den Sog einer arbeitsteiligen Gesellschaft zieht, die manchem nicht einmal mehr die Zeit zu lassen scheint, Erfolge oder Zufriedenheit zu genießen. Jene, die das Glück nicht auf ihrer Seite hatten, sagen wiederum gelegentlich: „Dann fangen wir noch einmal ganz von vorne an.“ Aber sie wissen dabei auch, dass sie Vergangenes nicht ungeschehen machen können. „Man fängt nicht noch mal von vorn an. Darum geht es. Jeder Schritt, den man tut, ist für immer. Man kann ihn nicht ungeschehen machen. Auch nicht teilweise. [...] Dein Leben besteht aus den Tagen, aus denen es besteht.

Aus nichts anderem. Du glaubst vielleicht, du könntest weglaufen, deinen Namen ändern und was weiß ich noch alles. Nochmal von vorn anfangen. Und dann wachst du eines Morgens auf und starrst die Decke an, und rate mal, wer da liegt?“ (McCarthy 2009, S. 207), lässt Cormac McCarthy den Hobbyjäger Llewellyn Moss in seinem Roman „Kein Land für alte Männer“ sagen.

Dass gleich zu Beginn dieses Buches über die Zeit, das kein theoretisches ist, so häufig die Literatur bemüht wird, hat seinen guten Grund. Zeit war, ist und wird Motiv der Schriftsteller bleiben. Sie gibt unserem Alltag eine Struktur und ist deshalb soziale Zeit, obwohl sie selbstverständlich immer individuell erlebt wird. Wenn jemand zu uns sagt: „Und bringen Sie etwas Zeit mit!“, dann packen wir zwar nichts ein, aber wir wissen, dass das vor uns liegende nicht auf die Schnelle erledigt werden kann. Wenn wir dagegen ein Fast-Food-Restaurant betreten, gehen wir von kurzen Wartezeiten aus. Warteschlangen in einer solchen Einrichtung sind eigentlich ein Anachronismus. Nur die beständige Hektik des Verkaufspersonals gibt uns die Gewissheit, dass es dieses Mal nicht um „Wait to be seated“ geht.

Dies ist also ein Buch über den Rhythmus der Gesellschaft. Die Idee dazu ist bereits vor langer Zeit entstanden. Ich kann heute nicht mehr sagen, wann ich das Buch von Sten Nadolny gelesen habe. Aber die Geschichte des Kapitäns John Franklin, der zu den großen Entdeckern der Vergangenheit gehört (vgl. Saller 2006), hat mein Interesse an diesem Thema geweckt. Es ist ein Plädoyer für den behutsamen Umgang mit sich selbst. Bevor in den folgenden Kapiteln verschiedene Zeitzeichen diskutiert werden, möchte ich einige Beispiele aus „Die Entdeckung der Langsamkeit“ an den Anfang stellen.

Auf seinen Wanderschaften durch London sah John Franklin etwas, das heute als kuriose Meldung in „Breaking News“ einen Platz finden könnte: „Am Nachmittag sah er zu, wie drei betrunkene Ruderer mit den Strömungen unter der London Bridge nicht fertig wurden. Das Boot schlug gegen den Pfeiler und zerbrach, alle ertranken. Plötzlich hatten da die Leute Zeit zum Schauen! Die Zeitknappheit war nichts als eine Mode, hier der Beweis.“ (Nadolny 1987, S. 268) Offenbar

kannte bereits das frühe 19. Jahrhundert – und ohne Zweifel noch frühere Jahrhunderte – den Zeitspeicher „Aufmerksamkeit“. Die Ökonomie der Aufmerksamkeit ist somit auch ein Mechanismus zur Allokation von Zeitbudgets. An einem Nachmittag unterhielt sich Franklin mit der Witwe eines Predigers, die für eine Zeitung warb, in der die Wahrheit stünde. Sein Fazit aus dem Gespräch lautete: „Die Wahrheit, dachte er. Das war das Entscheidende. Bei einer wahrheitsliebenden Zeitung spielte es keine Rolle, ob der Redakteur etwas langsam war. Verdienen konnte er damit zwar auch nichts ... ‚Gut‘, sagte er.“ (ebenda, S. 178) Auf der Suche nach Wahrheit ist Langsamkeit heute eine eher seltene Tugend. Nachdem die Menschen erst einmal die Erwartung, dass es ständig neue Nachrichten gibt, internalisiert hatten, konnte eben – oder musste – das Vorläufige auf Dauer den Status einer Nachricht erhalten. Und wenn es nichts zu berichten gibt, dann hat man noch Reste aus der Vergangenheit, die allemal als Lückenfüller dienen können.

Aber in jedem System gibt es schnelle und langsame Elemente. Bevor der US-amerikanische Ingenieur Frederick Winslow Taylor begann, die Menschen bei ihren Aktivitäten zu messen, um sie anschließend optimal steuern zu können, entwickelte die Romanfigur Dr. Orme eine Idee, die so in modernen Berufsklassifikationen nicht – zumindest nicht direkt – vorkommt: „Man lasse die Schnellen schnell, und die Langsamen langsam sein, jeden nach seinem aparten Zeitmaß. Die Schnellen können in Überblicksberufe gebracht werden, die der Beschleunigung des Zeitalters ausgesetzt sind: Sie werden das gut vertragen und als Kutscher oder Parlamentsabgeordnete beste Dienste tun. Langsame Menschen hingegen lasse man Einzelheitsberufe wie Handwerk, Arzt, Gewerbe oder Malerei lernen. Aus dieser Zurückgezogenheit werden sie auch den allmählichen Wandel am besten verfolgen können und die Arbeit der Schnellen und Regierenden vom Ergebnis her sorgsam beurteilen.“ (ebenda, S. 208) Der moderne Handwerker und auch der moderne Arzt würden sich ohne Zweifel freuen, wenn ihnen diese Zurückgezogenheit und diese Beobachterrolle heute zukommen könnten. In jedem Falle ist dies aber auch ein Beispiel für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeiti-

gen, für Rhythmen, die parallel existieren und laufen, mal kollidieren, mal ergänzend wirken oder eine wichtige Korrekturinstanz darstellen. Das moderne Rechtssystem beispielsweise ist dafür ein informativer Schauplatz, vor allem, wenn es als Schiedsrichter für überschnell gefällte politische Entscheidungen herhalten muss.

Einblicke in die Taktfrequenzen der Gesellschaft sollen die folgenden Ausführungen geben. Beschrieben werden die Eigenheiten der modernen Gesellschaft, Ungleichheiten in Zeitbudgets, der Umgang mit Zeitperspektiven im Lebenslauf, aber auch die Verteilung der Zeit auf unterschiedliche Aktivitäten, sei es das Arbeiten, das Vergnügen, das Entspannen, das Konsumieren, das gesellige Beisammensein oder die Beschäftigung mit sich selbst. Eine Soziologie der Zeit ist daher immer auch eine Soziologie, die Streifzüge durch andere Gebiete unternimmt. Auf diese Zeitreise soll der Leser in den folgenden Kapiteln mitgenommen werden.



Die Sanduhr weist jeweils auf ergänzende Beispiele oder Erläuterungen hin.

Kapitel 1

„Mathematical time is empty“ – Wie äußert sich soziale Zeit?

1.

Nehmen wir an, jemand würde sagen: „Ich lebe im Einklang mit der Natur.“ Würde der Satz in einem energiepolitischen Symposium fallen, wäre es ein Bekenntnis zu umweltschonendem und natürliche Kreisläufe berücksichtigenden Lebensstil. Man isst also bestimmte Lebensmittel nur dann, wenn deren Jahreszeit auch gekommen ist. Die moderne Konsumgesellschaft missachtet diese Rhythmen, weil sie sich im Zuge einer Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion die ganze Welt zu einem Obst- und Gemüsegarten gemacht hat. Damit setzte sich das moderne Denken signifikant von der antiken Auffassung ab, die Schätze der Natur nur dann in Empfang zu nehmen, wenn sie tatsächlich auch bereitgestellt wurden (vgl. Gottwald 2011, S. 105). Der Satz könnte aber auch aus dem Munde eines Menschen stammen, der seinen Tagesablauf an Signalen orientiert, die nicht von Menschenhand gemacht worden sind. Wenn er fröhlich gestimmt ist, mag er vielleicht das bekannte Sprichwort bemühen: „Mach’ es wie die Sonnenuhr, zähl’ die schönen Stunden nur.“ Eine Zwischenform, die dazu noch schön anzusehen ist, stellt wohl die „Blumenuhr“ von Carl von Linné dar. Anhand der jeweils geöffneten Blütenkelche soll er die Uhrzeit erstaunlich genau bestimmen haben können (vgl. Thorbecke 2010, S. 4f.). Dabei, so Staas in einem Beitrag über die Entstehung des europäischen Zeitbewusstseins, war es bereits diese Art von Zeiteinteilung, die den römischen Komödiendichter Plautus zu Klagen veranlasste, weil er der Auffassung war, dass sein Magen in dieser Hinsicht viel genauer und wahrhafter sei als der Schatten eines Stabes, der auf ein Zifferblatt fällt (vgl. Staas 2005, S. 80). Die Erkenntnisse der Chronobiologie, die sich

mit eben solchen natürlichen, endogenen Rhythmen beschäftigt, scheinen solche Beschwerden zu bestätigen. Sie weisen auf verschiedene Problematiken hin, die aus der Nichtbeachtung solcher Taktgeber resultieren können. Zu den inneren Uhren gehören insbesondere die Bedürfnisse nach Schlaf und eben der Nahrungsaufnahme (vgl. hierzu Meier-Koll 1995). Interessanterweise bemühte also auch Plautus zumindest indirekt die Ernährung als einen Taktgeber. Eine Antwort darauf könnte sein, dass das Knappheitsempfinden agrarisch geprägter Gesellschaften viel stärker von der Sorge um das tägliche Brot bestimmt war, während die moderne Gesellschaft Knappheit bei der Entfaltung von Wachstumsbedürfnissen erlebt. Mit dem Wählenwollen und Wählenkönnen kam somit auch die Bewirtschaftung der Zeit in die Welt.

Nun sind die alten Taktgeber keineswegs aus der Welt. Der Magen knurrt auch heute noch, aber niemand käme auf die Idee, dieses Knurren als verbindlichen Rhythmusgeber für gesellschaftliche Prozesse zu definieren. Das Knurren vermeldet ein persönliches Defizit, das vielleicht auch gewollt ist, weil man sich einer strengen Diät unterzieht. Für eine Soziologie der Zeit aber ist es kein Indiz für Zeitperspektiven und Zeithorizonte, die sich als Ergebnis sozialer Festlegungen beobachten lassen. Je weiter man sich von einer organischen Zeitvorstellung entfernt, je abstrakter also das Zeitempfinden wird, desto bedeutsamer werden Gesetzmäßigkeiten, die Menschen zur Regelung ihres Zusammenlebens geschaffen haben und als Koordinations- und Kooperationsmechanismus einsetzen. Nach Rinderspacher ist die Bewirtschaftung der Zeit ein signifikantes Symptom der modernen Ökonomie, weil sich Begriffe wie Zeitgewinn und Zeitverlust als Ergebnis gelungener oder misslungener Planung interpretieren lassen. Als Kalkulationsgröße manifestiert sie sich in Gewinnen und Verlusten, in Erträgen und Defiziten. Im Stadium der abstrakten Zeit muss man zwar auch weiterhin spontan und flexibel sein, aber es ist nicht jene Spontaneität, die typisch für die organische Zeit ist, in der die Rhythmik der Natur den Menschen einen bestimmten Rhythmus abverlangte. Rinderspacher spricht hier auch von „Nicht-Zeit“ (1985, S. 72). Der nahende Wintereinbruch ist nicht genau kalkulierbar, aber verspätetes Han-

deln wird unverzüglich bestraft. Die organische Zeit ist insofern nicht frei von Zyklen, aber deren Festlegung liegt in stärkerem Maße außerhalb des Bestimmungsradius der Menschen. Institutionen, also die Festlegung von Zeremonien, Feiertagen und so weiter ist dagegen charakteristisch für die zyklische Zeit, wenngleich Rinderspacher hier noch nicht die Notwendigkeit einer chronologischen Abfolge sieht. Die Vielzahl der historisch entstandenen Kalenderformen aber dokumentiert das Bedürfnis nach Strukturierung des Alltags eindrucksvoll. Mit der linearen Zeit wird dieses kalkulierbare Element noch mehr in den Vordergrund gerückt und steht zugleich für ein neues Verständnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Zumindest wird Zukunftsorientierung erst mit dem Beginn der Neuzeit zu einem zentralen Problem, indem nun die Gestaltbarkeit der Zukunft zu einem philosophischen Thema wird und Geschichte zu einem „Variationsmechanismus“ (vgl. hierzu Walz 2004, S. 49ff.). Die Differenzierung hingegen, die Rinderspacher vorgeschlagen hat, ist zwar auch im Sinne einer historischen Abfolge interpretierbar, viel bedeutsamer aber ist, dass man in Abhängigkeit von dem Ausdifferenzierungsgrad einer Gesellschaft eine Koexistenz verschiedener Zeitstrukturen beobachten kann (vgl. Rinderspacher 1985, S. 70f.). Im Betrieb herrscht ein industrielles Zeitregime, Produktionsabläufe geben den Takt vor, die Schule organisiert sich über Stundenpläne, das gesellige Beisammensein hingegen wehrt sich gegen ein striktes Zeitmaß ebenso wie andere Subsysteme, zu denen Rinderspacher beispielsweise die Familie zählt: „Die sozialen Beziehungen in der Familie, gleichsam „der Zweck“ der Familie, erfordern für sich kein dem industriellen Arbeitsprozeß entsprechendes Zeitmaß [...]“ (1985, S. 71) Ob die Familie der Gegenwart dieser Erwartung noch gerecht wird, wird mittlerweile vermehrt im Kontext einer Work-Life-Balance-Debatte diskutiert.¹

1 Siehe hierzu auch die Ausführungen in Kapitel 2.

2.

Die Wahrnehmung von Zeit variiert also innerhalb gesellschaftlicher Subsysteme, zugleich ist die funktionale Differenzierung einer Gesellschaft, ihre Heterogenität im Hinblick auf sozialstrukturelle Merkmale wie Beruf und Bildung ein wichtiger Indikator für die Wahrnehmung von Zeit. Je mehr die Aktivitäten der Menschen miteinander verwoben sind, je mehr also die gegenseitigen Abhängigkeiten ansteigen, desto notwendiger wird die Abstimmung von Zeitplänen. Die gesellschaftliche Konstruktion dieser Zeitpläne manifestiert sich wohl am deutlichsten in der Unterscheidung von Arbeit und Freizeit, die, folgt man den Analysen des britischen Historikers Thompson, vor allem das Resultat eines wachsenden Bedarfs nach Synchronisation von Arbeitsprozessen war. Für ihn war die Zeit vor der Industrialisierung noch durch ein buntes Durcheinander von Tätigkeiten bestimmt. Er sah diese willkürliche Abfolge durchaus noch bei einer Vielzahl moderner selbstständiger Berufe, zum Beispiel bei Künstlern, Schriftstellern, aber auch Studenten, und stellt die berechnete Frage, ob dies nicht eigentlich der natürliche menschliche Arbeitsrhythmus sei. Für ihn hat das industrielle Zeitregime, vor allem die industrielle Revolution, den Menschen die Lebenskunst genommen, Zeit ohne Zwang zu erleben (vgl. Thompson 1973, S. 103). Indem Zeit zur Ware wurde, konfligierten in zunehmendem Maße die Zeitrhythmen verschiedener Sozialsysteme, vor allen Dingen die der Wirtschaft und der Religion. Der Streit um Sonntagsarbeit, die Debatten um Ladenöffnungszeiten, die Festlegung von Kirchenzeiten und Sportzeiten [8] – die Liste der Auseinandersetzungen über traditionelle und moderne Zeitkulturen ist lang (vgl. hierzu auch Braun 2010).

Book of Sports²

Das „Book of Sports“ ist ein frühes Dokument (1617) zum Streit um die religiöse Bedeutung des Sonntags. Max Weber schrieb hierzu:

2 Siehe zu dem „Book of Sports“ auch die Ausführungen in Kapitel 8.

„Am charakteristischsten kommt dieser Zug wohl in dem Kampf um das »Book of sports«, welches Jacob I. und Karl I. zu dem ausgesprochenen Zweck der Bekämpfung des Puritanismus zum Gesetz erhoben und dessen Verlesung von allen Kanzeln der letztere anbefahl, zum Ausdruck. Wenn die Puritaner die Verfügung des Königs, daß am Sonntag gewisse volkstümliche Vergnügungen außerhalb der Kirchzeit gesetzlich erlaubt sein sollten, wie rasend bekämpften, so war es nicht nur die Störung der Sabbatruhe, sondern die ganze geflissentliche Ablenkung von der geordneten Lebensführung des Heiligen, was sie aufbrachte.“

Quelle: Weber 1963 [zuerst 1920], S. 183.

Das moderne Zeitverständnis ist also vor allem ein Ergebnis von ökonomischem und technischem Fortschritt einerseits sowie dadurch ausgelösten sozialen Konflikten andererseits. Die berühmten Kondratieff-Zyklen erklären langfristige ökonomische Entwicklungen unter Rückgriff auf bedeutende Basistechnologien. Dazu zählte Kondratieff auch die Dampfmaschine, die in Verbindung mit einer Umgestaltung der Arbeitsorganisation der industriellen Revolution den eigentlichen Schub verlieh. Lewis Mumford sah dagegen vor allem in der Uhr die entscheidende Erfindung des industriellen Zeitalters (vgl. Mumford 1934, S. 330; sowie Rinderspacher 1985, S. 35). Umso erstaunlicher ist, dass jene, die unter diesem neuen Zeitverständnis in besonderer Weise zu leiden hatten, auch jene waren, die in der Uhr ein besonderes Statussymbol sahen. Taschenuhren wurden seit Beginn des 18. Jahrhunderts industriell gefertigt und das Schmuggeln billiger goldener Uhren war ein Markt, der vor allem die ärmeren Schichten bediente. Für die Arbeiter gehörte es zum Ausdruck eines gewissen Lebensstandards, wenn sie sich eine eigene Uhr kaufen konnten (vgl. hierzu Thompson 1973, S. 86 ff.). Auf diese Art und Weise wurde die objektive Zeit eben auch subjektiv erlebt. Aber jeder Blick auf die Uhr war zugleich ein Blick auf eine Konvention. Obwohl ein mechanischer Vorgang, wurde damit immer auch soziale Zeit angezeigt. Dieser Aspekt signalisiert das Verblassen einer aufgabenorientierten Zeitwahrnehmung. Im Folgenden soll dieser Begriff etwas näher betrachtet werden.

3.

In ihrem Beitrag „Social Time: Methodological and functional Analysis“ stellten die amerikanischen Soziologen Pitirim A. Sorokin und Robert King Merton fest: „Social time is not continuous but is interrupted by critical dates“ (1937, S. 615) Diese „critical dates“ benötigen für ihre Festlegung gleichwohl eine weitere Referenz. Der ebenfalls prominent gewordene Satz „Mathematical time is ‚empty‘. It has no marks, no lacunae, to serve as points of origin or end.“ (ebenda, S. 623) soll offensichtlich verdeutlichen, dass beispielsweise die Festlegung eines Kalenders bereits einer sozialen Tatsache gleichkommt, weil sie in einen endlos scheinenden Prozess eine Ordnung hineinlegt [2]. Diese wiederum ist nicht willkürlich, sondern kann in unterschiedlichen Mischverhältnissen als Ergebnis astronomischer, physikalischer und/oder religiös bestimmter Ereignisse hervorgehen. Zumindest gilt für die Religion, dass sie in der Vergangenheit ein maßgeblicher Taktgeber war. Heute sind andere soziale Institutionen ebenso in der Lage, eine „Periodizität der Riten“ (Durkheim 1981 [zuerst 1912], S. 29) zu gewährleisten. Wenn Durkheim (1858–1917) in seinen religionssoziologischen Arbeiten feststellt: „Ein Kalender drückt den Rhythmus der Kollektivtätigkeit aus und hat zugleich die Funktion, deren Regelmäßigkeit zu sichern.“ (ebenda, S. 29), so muss für die Gegenwart von einer Parallelität der Rhythmen ausgegangen werden und von einer Vielzahl konfligierender Daten, die wiederum das Ergebnis einer Pluralisierung der Lebensstile sind. Auch hier zeigt sich also, dass Zeitsysteme und Zeitrechnungen Mittel sind, um soziale Aktivitäten einer Gesellschaft zu koordinieren beziehungsweise zu synchronisieren (vgl. als Überblick hierzu Rifkin 1988 [zuerst 1987]).

Der französische Revolutionskalender

„Der nouveau calendrier, der »Revolutionskalender«, tritt am 5. Oktober 1793 in Kraft. Als Beginn des Jahres I wird der 22. September 1792 bestimmt. Ein Datum mit doppelter Symbolik: der 22. September 1792 ist der erste Tag nach Entstehung der Republik. Und an jenem Datum ist die Herbst-Tagundnachtgleiche. Dies wird als astronomisches Symbol für die Gleichheit aller Menschen gesehen.